

# Im Taumel von Walzer und Cancan

**OPERETTE** Im Theater Arth erlebte gestern Abend Franz Lehárs «Die lustige Witwe» Premiere. Das Ensemble bietet viel tänzerischen Schwung und einnehmenden Gesang.

HANNES BUCHER  
kultur@luzernerzeitung.ch

Eindrückliche Szenerie in einem Pariser Jugendstil-Palais, farbenprächtige Roben im Stil der Dreissigerjahre, mitreissende Musik, Tanz, Bewegung und überzeugende Sängerinnen und Sänger: Mit «Die lustige Witwe» feierte die Theatergesellschaft Arth gestern Abend Premiere. Franz Lehárs Meisterwerk, im Jahr 1905 in Wien uraufgeführt, ist eine der beliebtesten und meistgespielten Operetten überhaupt. Auch das Premierenpublikum im schmucken Theatersaal in Arth gab sich genüsslich dem Charme, der Leichtigkeit und dem Zauber des Stücks hin. Es erzählt die Geschichte der Hanna Glawari (Mélanie Adami) und des Grafen Danilo Danilowitsch (Simon Witzig). Erst darf Danilo aus hierarchisch-familiären Gründen Hanna, das bezaubernde Mädchen vom Land, nicht heiraten. Später dann, als sie nach dem Tod ihres schwerreichen montenegrinischen Gatten zur begüterten und begehrten «lustigen Witwe» wird, entflammt des Grafen Liebe erneut: Er scheut sich aber, ihr seine tiefen Gefühle einzugestehen. Aber es kommt, wie es in der Operettenwelt kommen muss: Die Liebe bahnt sich ihren Weg und obsiegt.

## Selbstbewusste Frau

Hanna kommt in der Geschichte als selbstbewusste und starke Frau daher – sie setzt ihren Kopf genauso bewusst und berechnend ein wie ihre körperlichen Vorzüge. Und sie setzt sich damit in der von Männern dominierten Pariser Welt schliesslich erfolgreich durch. «Das Studium der Weiber ist schwer», stellen die Männer in einem konspirativen Treffen am Rande eines Festes in Paris fest. Eine Feststellung, die aus der Situation heraus durchaus nachvollziehbar ist. Nur: Auch die Frauen formieren sich und wissen sehr wohl die Antwort zu geben.

Es ist eine überzeugende Gesamtinszenierung, welche die Theatergesellschaft Arth dem Publikum einmal mehr



Die Titelheldin (Mélanie Adami) geniesst die Aufmerksamkeit der Verehrer.

Bild Boris Bürgisser

präsentiert. Weder Ohr noch Auge kommen zu kurz. Allen voran gilt es die Sängerinnen und Sänger zu erwähnen: Sie überzeugen allesamt in Stimme und Ausdruck. Orchestriert von den 25 schwungvoll und leicht aufspielenden Musikerinnen und Musikern (Leitung Renato Botti) setzen die Solisten eine solide, professionelle Marke. Mélanie Adami als lustige Witwe überzeugt ebenso wie Simon Witzig als Graf Danilo. Ebenso gefallen William Lombardi (Graf Camille de Rosillon), Andreas Büchler (Baron Mirko Zeta) und Marius Meier (Njegus). Viel Applaus ertete auch die neu dazugestossene Musikstudentin Désirée Pauli als Valencienne. Der Chor als Ganzes gefällt gut; ebenso überzeugend die Tänzerinnen – die Operette

## Tickets zu gewinnen

Wir verlosen 3 x 2 Tickets für die Vorstellung vom Freitag, 1. Februar.



Wählen Sie bis morgen obige Nummer, oder nehmen Sie auf [www.luzernerzeitung.ch/wettbewerbe](http://www.luzernerzeitung.ch/wettbewerbe) teil.

gilt als eigentliche Tanzoperette. Die jungen Tänzerinnen unter der Choreografin Elja-Dusa Kedves-Zelfani setzen auf eindruckliche Weise ihre Aufgabe um: Die Walzer, Polkas, Mazurken, Cakewalks und Cancans sind ins Geschehen verwoben und tragen das Ihrige zu einem überaus bewegten Operetten-Erlebnis bei. Bühnenbildnerin Danièle Wolf hat die stimmungsvolle Szenerie des Palais im Jugendstil und des anrühigen «Maxim» geschaffen. Grossartig, mit wie viel Detailtreue Bühnenmaler Konrad Reichmuth zu Werk gegangen ist. Ebenso bewundernswert die professionelle Arbeit der Kostümverantwortlichen Jacqueline Kobler mit den bezaubernden Kostümen aus den Dreissigerjahren. Alles zu einem stimmigen

Ganzen zusammengefügt hat Regisseur Jean Grädel. Er führt in Arth zum zweiten Mal Regie. Leicht, «keck», wie er betont, will er die Operette haben – dies ist ihm gelungen. Die Nuancen Frechheit und Schräge tun dem Stück überaus gut. Witzig auch die aktuellen Anspielungen: Berlusconi, der Rettungsschirm und auch die Schweizer Banken werden angesprochen. Grädel hat den Text verknüpft, langatmige Ausführungen gestrichen. Das Premierenpublikum quittierte die gelungene Premiere mit begeistertem Schlussapplaus.

## HINWEIS

Vorstellungen bis 23. März, jeweils Fr und Sa, teilweise auch Mi, Do und/oder So. Infos und VV: [www.theaterarth.ch](http://www.theaterarth.ch)

# Der Herkules von Gestalt hat ein goldenes Kehlchen

**POP** Aaron Neville hat die Statur eines Rausschmeissers, singt aber wie ein Engel. Auf dem neuen Album feiert er eine glorreiche Vergangenheit.

sc. Es gab eine Zeit, da waren Lautmalereien wie «Sh-Boom», «Aaa-ooo», «Diddle-dee-dum» und «Shoo-bee-doo» in den afroamerikanischen Stadtvierteln in den USA fast epidemisch präsent. Die Harmonien mit den scheinbar sinnlos aneinandergereihten Vokalsilben machten sich über den Äther auf zu den Radiogeräten, die dafür zuständigen Sänger schmetterten ihre aus Gospel-, Swing- und sentimentalischen Pop-Bausteinen gefertigten Lieder aber auch live an Strassenecken und auf Hinterhöfen.

Doo Wop nannte man den meistens von vier bis fünf Sängern intonierten Stil allerdings erst, als sein Zenit längst überschritten war. Gruppen mit häufig ornithologischen oder botanischen Namen wie The Flamingos, The Orioles, The Clovers oder The Falcons hatten den Doo-Wop, der seinerzeit einfach unter Rhythm 'n' Blues oder (schwarzem) Rock 'n' Roll firmierte, in seiner Blütezeit in den Fünfziger- und frühen Sechzigerjahren geprägt.

## Student in «Doo-Wopologie»

In New Orleans hörte damals ein junger, talentierter Sänger besonders genau zu. Das war Aaron Neville, Jahrgang 1941, und er sagt noch heute von sich: «Doo-Wop-Songs liegen mir nicht nur am Herzen, sondern haben mir all

die Jahre förmlich in den Knochen gesteckt. Ich habe sozusagen Doo-Wopologie studiert.»

In der Tat hat Aaron Neville als Sänger nicht wenig von dieser Gesangstradition (die letztlich nie ganz verschwunden ist) in seinen eigenen Vokalstil übernommen: seine flackernden Phrasierungen, die betörenden Melismen, sein eindringliches Falsett (ein Doo-Wop-Markenzeichen), vor allem aber seine unfassbar schöne, reine Chorknabenstimme.

Diese hat ihn – als Teil der Neville Brothers und daneben als Solosänger – bekannt gemacht. Dabei frappierte immer besonders, dass sein Äusseres ganz und gar nicht auf einen engelhaften Gesang schliessen lässt. Neville ist ein schwergewichtiger Hüne von Gestalt («Hercules» heisst ein Song, den er einmal sang), in jungen Jahren sass er wegen Gaunereien und Drogenkonsums einige Jahre im berühmten Angola Prison des Bundesstaates Louisiana.

## Balladier in der Tanzband

Doch das ist lange her. Seit sich Aaron Ende der Siebzigerjahre mit dreien seiner Brüder auf den rechten Weg begab und das Familienunternehmen Neville Brothers gründete, hat er sein Leben im Griff. War er zuvor nicht viel mehr als ein One-Hit-Wonder (1966/67 landete er mit der Blues-Ballade «Tell It Like It Is» einen respektablen Charttreffer), stellten sich nun allmählich Erfolge ein. Die Rolling Stones erwiesen sich als Fans der funk- und tanzfreudigen Mardi-Gras-Rhythmen der Neville Brothers und nahmen sie mit auf Tour. Und als sie 1989 mit Produzent Daniel Lanois das erstklassige und auch fürs Pop-Pu-

Dolch auf der Wange, Soul in der Kehle: Aaron Neville (72).

PD



blikum zugängliche Album «Yellow Moon» aufnahmen, wurden die Brüder gar weit über den Grossen Teich hinaus bekannt.

Auch da war nicht zu überhören, dass Aaron eher die sanfte, balladeske Seite der ansonsten Partystimmung verbreitenden New-Orleans-Band vertritt. Noch stärker lebt der zweitjüngste der Neville-Brüder (die ihrerseits wieder diverse

Musiker namens Neville hervorgebracht haben) ein ungetrübtes Verhältnis zu sentimentalischen Schmachtstücken auf dem Solowerk aus.

Auf seinen Alben griff Aaron Neville in den letzten Jahren immer wieder gerne in die Mottenkiste: Er sang Standards aus dem «American Songbook», erinnerte sich seiner «Gospel Roots» (Albumtitel) – und ist jetzt dort ange-

langt, wo er im Grunde herkam: beim glorreichen Doo Wop. Für das Label «Blue Note» coverte Neville zwölf klassische Songs, die zwar längst nicht alle die reine Doo-Wop-Lehre vertreten, aber doch von ihr beeinflusst sind.

Dafür stehen etwa das flott-aufgekratzte «Money Honey» und das aus anderen Coverversionen bekannte «Under The Boardwalk» der Drifters, aber auch der vergessene Clovers-Hit «Ting A Ling», der Girl-Group-Klassiker «Be My Baby» der Ronettes oder «Ruby Baby» von Jerry Leiber und Mike Stoller.

## Mit der Hilfe von Keith Richards

Einige Veteranen der goldenen Doo-Wop-Tage standen der singenden Nachtigall Neville mit ihren Harmonien zur Seite – und dazu eine gut gelaunte Altherren-Combo aus bekannten Rock-'n'-Roll-Cracks: Allen voran steuerte Keith Richards als Co-Produzent (neben Don Was) und Gitarrist kratzbürstige Riffs bei. Benmont Tench, Gründungsmitglied von Tom Petty & The Heartbreakers, sass an den Tasten, George G. Receli, Mitglied von Bob Dylans Tourband, am Schlagzeug.

Das Ergebnis hat den Beteiligten hörbar Spass gemacht. Viel mehr als diesen wollten sie offenbar auch nicht: Von einer zeitgenössischen Interpretation alten Liedgutes kann jedenfalls nicht die Rede sein. Dafür steigt man in eine Zeitkapsel, und schon machts «Sh-Boom». Aaron Neville: «My True Story» (Blue Note/EMI)



Ausschnitte aus dem Album «My True Story» finden Sie auf [www.luzernerzeitung.ch/bonus](http://www.luzernerzeitung.ch/bonus)